

EDNEY SILVESTRE
Der letzte Tag der Unschuld

Buch

»Wenn ich jetzt die Augen schließe, kann ich noch immer ihr klebriges Blut an meinen Fingern spüren. Denn es hat damals an meinen Fingern geklebt, so wie es an ihren blonden Haaren klebte, an der hohen Stirn, den gewölbten Augenbrauen und den schwarzen Wimpern, an den Lidern, dem Gesicht, dem Hals, den Armen, der zerfetzten weißen Bluse und den abgerissenen Knöpfen, an dem zerschnittenen BH und ihrer rechten Brust.«

Als Paulo und Eduardo an einem kleinen Badesee die grausam verstümmelte Leiche einer jungen Frau entdecken, läutet dieser Fund das Ende ihrer Kindheit ein. Auf einmal werden sie mit der brutalen Welt der Erwachsenen konfrontiert, die vor nichts zurückschrecken, um ihre dunklen Machenschaften zu verbergen. Und alles daran setzen, dass ihre tödlichen Geheimnisse dort bleiben, wo sie begraben wurden ...

Autor

Der Brasilianer Edney Silvestre (geboren 1950) ist in seinem Heimatland ein bekannter Journalist und Fernsehmoderator. Sein Debütroman *Der letzte Tag der Unschuld* wurde auf Anhieb ein Erfolg und mit renommierten Literaturpreisen wie dem *Premio Jabuti* und dem *São Paulo*-Preis ausgezeichnet. Nach mehreren Jahren als Korrespondent in New York lebt Edney Silvestre jetzt wieder in Brasilien.

Edney Silvestre

Der letzte Tag der Unschuld

Roman

Aus dem brasilianischen Portugiesisch
von Kirsten Brandt

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel »Se eu fechar os olhos agora« bei Record, Rio de Janeiro.

Obra publicada com o apoio do Ministério da Cultura do Brasil /
Fundação Biblioteca Nacional / Die Übersetzung wurde vom Ministe-
rio da Cultura do Brasil / Fundação Biblioteca Nacional gefördert.



MINISTÉRIO DA CULTURA
Fundação BIBLIOTECA NACIONAL

Besuchen Sie uns auch auf www.facebook.com/blanvalet
und www.twitter.com/BlanvaletVerlag.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier Holmen Book Cream
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Mai 2015 bei Blanvalet, einem Unternehmen
der Verlagsgruppe Random House GmbH, München.

Copyright © der Originalausgabe 2009 by Edney Silvestre
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013 by Limes Verlag, in
der Verlagsgruppe Random House GmbH, München.

Umschlaggestaltung: © www.buerosued.de

Umschlagmotiv: © Masterfile/George Simhoni

ED Herstellung: sam

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-0172-4

www.blanvalet.de

»Die Toten bleiben nicht dort,
wo sie begraben werden.«

John Berger, *Hier, wo wir uns begegnen*

Wenn ich jetzt die Augen schließe, kann ich noch immer ihr klebriges Blut an meinen Fingern spüren. Denn es hat damals an meinen Fingern geklebt, so wie es an ihren blonden Haaren klebte, an der hohen Stirn, den gewölbten Augenbrauen und den schwarzen Wimpern, an den Lidern, dem Gesicht, dem Hals, den Armen, der zerfetzten weißen Bluse und den abgerissenen Knöpfen, an dem zerschnittenen BH und ihrer rechten Brust, der Warze der rechten Brust.

Den stechenden Geruch hatte ich nie zuvor wahrgenommen, ein Geruch, der sich von nun an unter den Duft aller Frauen mischen würde, mit denen ich schlief, der den Duft der anderen Frauen überlagern und mich immer wieder zu ihr zurückbringen würde. Eine Mischung aus süßlichem Parfüm, aufgeschlitztem Fleisch, Schweiß, Blut und – bis heute habe ich keinen treffenderen Vergleich gefunden – Salz. Der Geruch, den man in der Nähe des Meeres wahrnimmt. Der sich einem auf die Haut legt. Nicht wie Salzkörner, sondern wie der unsichtbare, duftende Salzstaub an feuchten Tagen.

Aber damals kannte ich auch das Meer noch nicht, wusste weder, wie es riecht, noch wie es aussieht, und da war also der Geruch dieses Körpers, der vor uns im

Schlamm lag, nackt, ich hatte noch nie eine nackte Frau gesehen und noch nie aus der Nähe den Geruch einer nackten Frau wahrgenommen, ich meine, sie war nicht völlig nackt, aber da war diese Brust mit der großen Brustwarze und ... Ihre Beine waren gespreizt, der Rock nach oben gerutscht, und ich konnte das schwarze Haarbüschel am oberen Ende der Schenkel erkennen, da, wo die langen Schenkel zusammentrafen, und von dieser Stelle, nein, von ihrem ganzen Körper ging der Geruch nach Frau aus, vermischt mit dem Blutgeruch, und ich glaube, sie hatte sich eingekotet und auch eingenässt, heute weiß ich, dass das uns allen in dem Augenblick passiert, in dem das Leben den Körper verlässt und die Muskeln erschlaffen und der Sphinkter sich öffnet und ... Das war auch so ein Wort, das ich noch nie gehört hatte. Nicht einmal gelesen. Sphinkter ... Ich war zwölf Jahre alt, und solche Wörter kamen bei mir zu Hause nicht vor. Solche Wörter kannten wir nicht.

Sie lag dort, tot. So gut wie nackt.

Ich wusste, dass sie tot war. Wir wussten es beide. Ihre Haut war kalt, die Haut am Arm, wo wir sie zuerst angefasst hatten. Und ihr Gesicht war so ... bleich. War sie wirklich bleich? Ja, das war sie. Und ihr Mund stand offen. Halb offen. Als hätte sie gerade lächeln wollen. An einer Stelle blitzten ihre großen, blendend weißen Zähne zwischen den vollen Lippen hervor ... Waren die Lippen geschwollen? War sie auf den Mund geschlagen worden? Hatte sie blaue Flecken im Gesicht? Ja. Aber auf ihren Lippen war Blut ... Ich glaube, ich habe ihre Lippen berührt. Ich weiß es nicht mehr. Doch: Ich habe sie berührt. Weich. Rot. Vom Blut. Blut oder Lippenstift? Von

Blut und Lippenstift. Und voller Schlamm. Der war wohl hochgespritzt, als sie ausrutschte. Oder war sie mit dem Gesicht in Gras und Morast gelandet? Als sich ihr Absatz im Schlamm verfang und abbrach und sie halb durch den Morast und das feuchte Gras flog, ein letzter Flug voller Schrecken und Traurigkeit, war es so? Ein Flug. Lautlos. Endlos. Da hatte sie vielleicht begriffen, dass ihre Flucht zu Ende war. Vielleicht hatte sie sich zur Wehr gesetzt, vielleicht hatte sie willenlos alles mit sich geschehen lassen und in der frischen Herbstluft mit ihrem letzten Blick den blauen Himmel erfasst und den Schrei eines Vogels und den Atem des Mörders gehört, während die Klinge wieder und wieder in ihr Fleisch drang.

Weder er noch ich hätten sagen können, wie viele Messerstiche es waren. Die zahllosen Verletzungen ihrer Haut erinnerten mich an die Wundmale der Christusfigur im Hauptschiff der Kirche, die die Arme am Kreuz so ausbreitete wie sie hier im Schlamm unter dem wolkenlosen Himmel an jenem Morgen im April.

Selbst heute, hier in dieser fremden Stadt, in der ich von Zeit zu Zeit wohne, selbst jetzt passiert es mir noch, wenn ich abgelenkt bin, wenn ich aus der U-Bahn komme und um die Ecke biege und eines der hübschen Häuser vor mir sehe, bei deren Anblick man glauben könnte, dass es gut und geordnet auf der Welt zugeht, wenn ich ein Café verlasse, in dem ich Zigaretten gekauft habe, und das Wechselgeld in die Jackentasche stecke und nach dem Feuerzeug suche – bei alledem spüre ich manchmal unvermittelt auf meinem Gesicht den kalten Wind, der an jenem Apriltag plötzlich aufkam, den kalten Wind, der an jenem lauen Tag auf einmal zu wehen schien und

sacht das hohe Gras rund um den See wogen ließ, an den wir uns an jenem Morgen geflüchtet hatten, weit weg von den Erwachsenen, wie wir es schon den ganzen Sommer über getan hatten.

Wenn man oben auf dem Hügel ankam, konnte man die genaue Ausdehnung des Sees kaum erkennen. Er war von hohen Bambusstauden umgeben, in denen Dutzende lärmender Rotsteißpapageien ihre Nester hatten. Die Papageien und die Bambushaine, die er später so oft in den langen melancholischen Briefen erwähnen sollte, die er mir schrieb.

Ich weiß nicht mehr, wie der See in Wirklichkeit aussah. Seit jenem April bin ich nicht mehr dort gewesen. Mir bleibt nur das Bild meiner Erinnerung, und das sieht so aus: tiefblau, durchsichtig, in der Sonne glitzernd, die damals unaufhörlich zu scheinen schien.

Es war ein Dienstag. Ich glaube, es war ein Dienstag. Ich könnte im Kalender nachsehen, um ganz sicher zu sein. Aber ich will nicht. Mir ist die Gewissheit meiner Erinnerung lieber, die mir sagt, dass es ein Dienstag war.

Dienstag, 12. April 1961.

Am frühen Morgen hatte ein Radiosprecher verkündet: Ein Mensch ist ins Weltall geflogen. Der erste Mensch im All. Ein Russe.

Er hieß Juri Gagarin.

Er behauptete, die Erde sei blau, und ich dachte, wir beide dachten, er und ich, wir redeten darüber, während wir gemächlich die Straße entlangradelten, weg von der Schule, wo eine Strafarbeit auf uns wartete, weil wir mit einem Schmuddelheft erwischt worden waren, wir redeten also darüber, wie wir über alles redeten, und wir

sagten uns: Das kann man also auch werden, man kann jemand werden, der durchs Weltall fliegt.

Wir waren zwölf, in einem Alter, in dem man glaubt, dass alle Phantasien Wirklichkeit werden können, und der Flug von Major Juri Alexejewitsch Gagarin an Bord der Wostok, einer Metallkugel mit einem Durchmesser von zweieinhalb Metern und Fenstern, die kaum größer waren als ein Buch, eröffnete uns im wahrsten Sinne des Wortes den Himmel.

Astronaut: Noch so ein Wort, das ich nicht kannte.

Auch Astronaut. Ich könnte auch Astronaut werden. Alles war möglich für jemanden, der noch nicht sicher war, ob er lieber Ingenieur oder Cowboy, Fußballspieler oder Urwaldforscher, Flieger, Testpilot, Verkäufer, Taucher, Archäologe oder Tarzan werden wollte.

Bisher war Tarzan meine Lieblingsfigur gewesen, niemand schwang sich so lässig von Liane zu Liane wie ich, aber sowohl der afrikanische Urwald von Lord Grey-stoke als auch Oklahoma, wo in meiner Vorstellung der Wilde Westen mit seinen Helden und Banditen lag, verloren allmählich ihren Reiz, ohne dass ich gewusst hätte, warum. Mir gefiel auch die Vorstellung, ein genialer Wissenschaftler zu sein und Heilmittel für schlimme Krankheiten zu finden, vielleicht sogar einen Impfstoff, der gegen alle Krankheiten half. Vielleicht war auch er derjenige, der Wissenschaftler werden wollte. Einer von uns beiden glaubte, er könne eines Tages Präsident von Brasilien werden und die Dürre und den Hunger im Nordosten beenden. Ich glaube, er war das. Zu den ehrgeizigen Plänen, die wir beide hegten und die umzusetzen uns ein Leichtes schien, gehörte auch der, eines Tages in Rio de

Janeiro zu leben. Brasília war knapp ein Jahr zuvor fertiggestellt worden, aber derjenige von uns, der Präsident werden würde, würde die Hauptstadt nach Rio zurückverlegen. Wir waren zwölf. Wir lebten in einem anderen Land. Wir lebten in einer anderen Zeit.

Große Berge und Gebiete im Schatten

Endlich lag der See vor ihnen.

Sie waren von der asphaltierten Straße auf den gewundenen Schotterpfad abgebogen. Nun hörten sie auf, in die Pedale zu treten. Leise rumpelnd rollten die Räder abwärts. Kurz vor dem Stacheldraht am Fuß des Hügels stiegen sie ab. Sie nahmen die Bücher und Hefte von den Gepäckträgern und versteckten sie unter einem Gebüsch. Dann hoben sie abwechselnd den Draht an, um sich gegenseitig darunter hindurchschlüpfen zu lassen.

Das rostige, zerbeulte Fahrrad des dunkelhäutigen Jungen hatte nur noch vorne ein Schutzblech. Es hatte seinem Vater gehört, als der noch Weber gewesen war, und danach seinem Bruder, bis der ein neues bekommen hatte. Am Fahrrad des anderen Jungen, der größer, hellhäutiger und magerer war, war auf der Mittelstange noch deutlich der englische Markenname zu erkennen, obwohl es schon zwölf Jahre her war, seit es im Tausch gegen die günstige brasilianische Währung der Nachkriegszeit mit tausenden anderer europäischer Produkte über den Atlantik gekommen war.

Als sie ihre Räder durch den Mangohain schoben, gruben die Reifen Furchen in die vom Regen der letzten Nacht nasse Erde. Der magere Junge krepelte sich die

Hosenbeine bis zum Knie auf, um seine dunkelblaue Segeltuchhose vor Schlammgespritzern zu schützen. Der Dunkle machte sich die Mühe nicht. Bei ihm zu Hause würde es sowieso niemand bemerken. Von der Tasche seines schmutzigen Hemds hing das Schulabzeichen halb herunter. Beide hatten die schwarze, fertig geknotete Krawatte abgenommen, die mit einem Plastikhaken am Kragen befestigt wurde, den Teil der Schuluniform, den sie hassten. Nur der größere Junge hatte sie sorgfältig zusammengelegt, bevor er sie in die Hosentasche steckte.

Sie folgten dem schmalen Pfad durch das Bambuswäldchen, während die Papageien zeternd über ihren Köpfen kreisten, und sprachen über die Dinge, über die zwölfjährige Jungen zu dieser Zeit redeten: ungeheuer wichtige Dinge, die sie selbst und die Welt betrafen, die sie noch nicht verstanden, von der sie aber eine genaue Vorstellung zu haben glaubten, die sie schon bald gegen andere Vorstellungen eintauschen würden, märchenhaft wie ihre Träume. Das Leben der Erwachsenen schien ihnen weit entfernt, freundlich und hell – nicht wie die grausame Welt, in die sie an diesem Morgen geworfen werden würden.

Am Ufer des Sees legten sie die Räder auf dem Rasen ab, der eine vorsichtig, der andere ließ es achtlos fallen.

Der Dunklere der beiden riss sich hastig die Kleider vom Leib, warf sie auf das Fahrrad und schleuderte die Schuhe von den Füßen, der hellhäutige Junge dagegen knöpfte das Hemd auf, zog es aus, öffnete die Gürtelschlaufe und ließ die Hose hinunter. Jedes Kleidungsstück wurde sorgfältig zusammengelegt. Während er noch die aufgerollten Strümpfe in die Schuhe steckte, rannte sein Freund schon

in Unterhosen zum Wasser und rief ihm zu, fang mich doch, du Eierloch, bevor er sich ins Wasser platschen ließ.

Der hellhäutige Junge ging zu dem Gebüsch, in dem sie einen Radschlauch als Schwimmreifen versteckt hatten. Er drückte darauf: Der Schlauch war noch prall gefüllt. Er nahm ihn mit ans Ufer und warf ihn ins Wasser. Dann legte er die Hände aneinander, senkte den Kopf und sprang fast geräuschlos in den See.

Eine Zeitlang schwammen sie im Wasser, das so lau war wie der Tag.

Später legte sich der magere Junge mit ausgebreiteten Armen und Beinen quer über den Schlauch und ließ sich treiben. Er hörte seinem Freund zu, der prustend und plantschend auf- und untertauchte, zwischendurch ein wenig schwamm, dann wieder verschwand und kurz darauf erneut an der Oberfläche erschien. Dabei schrie und redete er ununterbrochen, warf seinem Freund Sätze oder Fragen zu, die dieser anfangs noch beantwortete, bis er sich, vom warmen Wasser eingelullt, in seinen eigenen Gedanken verlor. Die Stimmen und Geräusche der Außenwelt verschwanden allmählich.

Irgendwann waren sie ganz verstummt.

Er trieb in der Stille.

Alles, was er sah, war das Blau über ihm.

Aber hatte der russische Astronaut nicht genau das Gegenteil gesagt?

»Ich sehe die Erde. Sie ist wunderbar. Sie ist blau.«

Wieso eigentlich blau?, fragte sich der magere Junge. Die Erde und nicht der Himmel? War es wegen der Ozeane?

Wegen der Meere? Kontinente sind nicht blau. Berge sind schwarz, Wälder grün, Wüsten weiß, oder nicht? So sehen wir das hier unten. Und auf den Karten. Auf allen Karten. Wie konnte der Astronaut einen blauen Planeten gesehen haben, wenn die Betongebäude, die Brücken, Viadukte, alles, alles grau war? Und die roten und braunen Lehmpfade? Und die asphaltierten Straßen? Aber der Astronaut hatte all das von oben gesehen. Eisenbahnlinien, Häfen, Straßen, Landebahnen, Städte, Amazonien, Sibirien, den Nordpol, Australien, die Mongolei, den Himalaja, die Sahara, alles. Er hatte es gesehen. Der Russe, der Astronaut, hatte das alles unter sich liegen sehen, heute Morgen, als erster Mensch überhaupt. Und er hatte gesagt: blau. Die Erde ist blau. Also war das, was sie bisher im Erdkundeunterricht gelernt hatten, falsch. So wie die Landkarten vor Columbus falsch gewesen waren. Damals hatten die Menschen doch behauptet, die Erde sei flach und ende in einem Abgrund, oder nicht? Werden die Menschen in fünfhundert Jahren auch über das lachen, was wir heute lernen? Werden alle Planeten und Orte, die wir heute kennen, lächerlich klein erscheinen, wie es mit der Erde gewesen war, nachdem Pedro Álvares Cabral Brasilien entdeckt hatte? Er hatte die Karten der phönizischen Seeleute benutzt, die lange vor dem Jahr 1500 hier gelandet waren. Und wenn nun heute das Gleiche geschieht? Wenn es Geheimnisse gibt, die die Wissenschaftler kennen, von denen wir aber nichts ahnen? Die die Regierungen vor uns geheim halten, wie die Portugiesen die Karten vor ihren Feinden geheim gehalten hatten? Vielleicht haben die Russen ja die richtigen Himmelskarten. Und die Amerikaner? Ob die Amerikaner die richtigen Himmelskarten besaßen?

»Ich sehe deutlich die großen Berge und Gebiete im Schatten ...«

Wenn der russische Astronaut die Erde in einer Stunde und achtundvierzig Minuten umkreist hatte, sagte sich der Junge, dann musste er Tag und Nacht gesehen haben, beides gleichzeitig.

*»... die Wälder, die Inseln und Küsten.
Ich sehe die Sonne, die Wolken ...«*

Wenn Japan uns vierundzwanzig Stunden voraus ist, auf der anderen Seite der Erde, wo es schon morgen ist, dann ist der Russe durch die Zukunft zurück in die Vergangenheit geflogen. Aber das geht doch gar nicht. Das kann er nicht. Oder doch? Aber wie? Wenn ich in die Zukunft reise, kann ich mir dann selbst so begegnen, wie ich heute bin?, fragte sich der blasse Junge. Oder so, wie ich heute war?

»... und die Schatten, die das Licht auf meine geliebte, ferne Erde wirft.«

Das hatte der Russe gesagt. Der russische Astronaut. Der siebenundzwanzigjährige Major Juri Gagarin. Im Radio hatten sie berichtet, dass er das gesagt hatte. Vielleicht hatte er ja geschwindelt. Die Russen lügen, um die Welt zu erobern, sagte Pater Tomás immer, in jeder Lateinstunde warnte er: Die Kommunisten lügen. Aber Senhor Lamarca sagte, dass die Amerikaner diejenigen sind, die lügen, fiel dem Jungen ein. Weil sie hinter unseren

Bodenschätzen her sind, unserem Gold, unserem Erdöl, unserem Monazit ...

In diesem Augenblick kam Paulo angetaucht: geräuschlos näherte er sich Eduardo, dessen Körper er von unten sah, und tat etwas, wovon er wusste, dass sein Freund es hasste: Er kippte den Schwimmreifen um und zog Eduardo gleichzeitig die Unterhose bis auf die Knie herunter.

Eduardo ging unter, schluckte Wasser und tauchte prustend wieder auf.

Paulo schwamm rasch ans Ufer, lachend und heulend wie die Indianer nach einer erfolgreichen Attacke gegen die Bleichgesichter in den Western, die sie in der Sonntagsmatinee im Kino Theatro Universo sahen, während Eduardo ihn schimpfend und keuchend mit kräftigen Schwimmzügen einzuholen versuchte.

Immer noch lachend, stieg Paulo aus dem Wasser, rannte ein paar Meter und blieb dann stehen.

Er wartete.

Wütend kam sein Freund näher.

Ganz nah.

Paulo lachte wieder, glücklich. Das war sein liebster Streich. Er wusste, dass er schneller und geschickter war als Eduardo; er konnte auch besser dribbeln, manchmal war es von Vorteil, klein zu sein, etwa wenn man nach links oder rechts ausweichen wollte, den Oberkörper gebeugt, und unter Eduardos ausgebreiteten Armen hindurchtauchen, so wie er es jetzt tat.

Verwirrt und unfähig, so rasch die Richtung zu ändern, verfolgte ihn Eduardo, glitt mit den nackten Füßen manchmal im nassen Gras oder im Schlamm aus, wäh-

rend sein Freund davonrannte, ohne jemals das Gleichgewicht zu verlieren.

Doch dann stolperte Paulo über etwas und fiel hin.

Es war ein Körper.

Eine Frau, blond, mit gespreizten Armen und Beinen, mit Blut und Schlamm bedeckt.

Die linke Brust war abgeschnitten.

Das Loch zwischen den Steinen und die schwarzen Ameisen, die geschäftig in einer ordentlichen Reihe aus ihm herausmarschierten, war alles, was Eduardo sehen konnte. Er stand mit dem Gesicht zu der rauen Wand, an die ihn die Polizisten gestoßen hatten. Die Ameisen krabbelten die Wand hinauf zu der vergitterten Öffnung hoch über seinem Kopf, durch die die heiße Nachmittagsluft und undefinierbarer Straßenlärm hereindrangen: das Rollen von Karrenrädern und das Hufeisengeklapper eines Maultiers auf dem Kopfsteinpflaster, die Stimmen zweier vorbeigehender Frauen, ein fernes, unbestimmtes Wimmern wie von einem weinenden Kind, vielleicht auch von einem Gefangenen im Untergeschoss des Polizeireviere.

Die drei Polizisten stanken. Er schwitzte und hoffte, dass es kein Angstschweiß war.

»Ich hab sie zuerst gesehen«, sagte er zum x-ten Mal.

»Aber ich bin über die Leiche gestolpert«, beharrte Paulo.

Sie standen mit den Rücken zueinander, Paulo mit dem Gesicht zur gegenüberliegenden Wand. Die Polizisten wechselten sich ab, stellten immer wieder die gleichen Fragen.

»Was habt ihr dort mit ihr gemacht?«

»Wieso ist sie mit euch dorthin gegangen?«

»Wer von euch hat sie dorthin bestellt?«

»Wir kennen die Frau nicht, das haben wir doch schon gesagt!«

»Herr Wachtmeister, weder Paulo noch ich wissen, wer sie ist.«

»Natürlich wisst ihr das.«

»Wem gehört das Taschenmesser?«

»Wie oft habt ihr zugestochen?«

»Wie habt ihr sie dorthin geschleppt?«

Einer von ihnen lachte. Eduardo glaubte, sie tuscheln zu hören.

»Ich hab's Ihnen doch schon gesagt, und Eduardo auch, wir kennen die Frau nicht.«

»Ich kannte sie nicht. Ich hab sie nie zuvor gesehen. Wir haben sie nie zuvor gesehen.«

»Nie.«

»Wie oft habt ihr zugestochen?«

»Was soll das heißen: Ihr kennt sie nicht?«

»Wie oft hast du mit dem Messer zugestochen?«

»Das Messer gehört nicht Eduardo, es ist meins.«

»Wie oft?«

»Das Messer gehört mir, aber wir benutzen es nie, wir kennen die Frau nicht, wir haben sie noch nie gesehen.«

»Jeder kennt sie, Kaffer.«

»Ich bin kein Kaffer!«

»Halt's Maul! Du redest nur, wenn du gefragt wirst, Kaffer.«

»Ich bin kein Kaffer! Und ich muss überhaupt nicht antworten!«

»Willst du ne Tracht Prügel, Kaffer?«

»Ganz ruhig, Herr Wachtmeister. Ruhig, Paulo. Wir waren am See zum Baden, weiter nichts, Herr Wachtmeister.«

»Wie viele Stiche waren es? Red schon, Kaffer.«

»Ich weiß es nicht. Wir wollten nicht hinsehen.«

»Wir haben die Stiche nicht gezählt. Ich nicht und Paulo auch nicht.«

»Ein Taschenmesser macht keine solchen Stiche. Das war ein richtiges Messer.«

»Woher weißt du das, Kaffer? Hast wohl schon mal jemanden abgestochen?«

»Ich bin kein Kaffer! Und ich hab nix gemacht, ich bin bloß über die Leiche gestolpert.«

»Woher wusstet ihr, dass sie tot war?«

»Wir haben sie nicht angefasst, Herr Wachtmeister. Wir haben sie gefunden, und ich hab zu Paulo gesagt, es ist besser, wir kommen hierher zur Wache und erzählen, was wir gefunden haben. Die Leiche.«

»Und ich hab dir gesagt, besser, wir lassen die Polizei aus dem Spiel!«

»Wir haben Sie doch zu ihr geführt, oder etwa nicht? Um sie Ihnen zu zeigen. Wir haben sie nur gefunden. Weiter nichts.«

»Ich hab dir gleich gesagt, die Polizei glaubt uns nicht, Eduardo!«

»Tun wir auch nicht. Weil ihr lügt. Was habt ihr mit ihr gemacht?«

»Nichts! Sie war schon kalt, als ich über sie gestolpert bin.«

»Du lügst, Kaffer.«

»Paulo und ich sind zum See gefahren, weil wir aus dem Erdkundeunterricht geflogen sind.«

»Der Lehrer hatte uns zum Rektor geschickt.«

»Wer hat ihren Rock hochgeschoben?«

»Du oder du?«

Ich habe Hunger, stellte Paulo fest. Ich habe Hunger, ich habe Durst, ich muss mal pinkeln, ich habe noch nicht zu Mittag gegessen, ich habe gar nichts gegessen, nur ein Stück Brot mit Kaffee, warum haben sie Eduardo und mich in diesen stickigen Raum gesperrt, warum fragen sie uns dauernd, ob wir diese Frau umgebracht haben, warum, wozu? Sehen die denn nicht, dass wir es gar nicht gewesen sein können? Mit meinem Taschenmesser hätten wir sie nicht umbringen können. Ich habe ihren Rock nicht angerührt, der war schon hochgeschoben bis zur Hüfte, vielleicht war er auch zerrissen, wer weiß, nein, zerrissen war er nicht, oder vielleicht doch, aber ich habe ihn nicht hochgeschoben, und Eduardo auch nicht, der Kerl, der mir ins Ohr brüllt, spuckt immer beim Reden, so ein Schwein, ich glaube, das ist der, mit dem wir als Erstes geredet haben, der mit dem verfaulten Schneidezahn, der, der uns in diesen Raum ganz hinten im Polizeirevier geschubst hat, als wir hierherkamen, um zu erzählen, dass wir eine Leiche gefunden haben. Der stank aus dem Mund, das konnte man schon von weitem riechen. Oder war das der andere? Mein Magen knurrt. Wie viel Uhr ist es?

»Warst du es, Kaffer?«

»Wir haben sie nicht angerührt. Ich bin bloß über sie gestolpert. Beim Rennen.«

»Wir sind zum See gefahren, weil der Lehrer uns raus-

geschickt hat. Und weil wir nicht nach Hause gehen konnten.«

»Wir konnten uns doch vor Schulende nicht zu Hause blicken lassen.«

»Hat er euch beide rausgeschickt?«

»Ja.«

»Was habt ihr denn gemacht?«

»Nichts Schlimmes, Herr Wachtmeister.«

»Wir haben uns bloß ein Heft angesehen.«

»Im Unterricht.«

»Was für ein Heft?«

»Der Lehrer hat's uns weggenommen. Und dann hat er uns zum Rektor geschickt.«

»Was war das für ein Heft?«

»Schweinkram, ich bin mir sicher, die beiden haben sich ein Schmuttelheft angesehen.«

»Habt ihr Schweinkram getrieben? War es das? Miteinander?«

»Nein! Wir waren schwimmen!«

»Aber der Rektor war nicht in seinem Büro, und da dachten wir, es ist besser, wir verschwinden.«

»Wir dachten, wir hauen besser ab.«

»Ihr wolltet Schweinkram mit ihr treiben.«

»Wir haben sie nicht mal gesehen! Wir kennen sie nicht!«

»Ich habe sie nie zuvor gesehen, das schwöre ich. Und Paulo auch nicht.«

»Du lügst, Kaffer.«

»Jeder kennt diese Frau.«

»Wir nicht.«

»Wir haben sie nie zuvor gesehen, das hab ich doch schon gesagt!«

- »Jeder kennt diese Frau, jeder kannte sie.«
- »Ich kenne sie nicht, Herr Wachtmeister.«
- »Klar kennst du sie. Sie war eine Nutte.«
- »Eine Nutte?«
- »Die Tote war eine Nutte?«
- »Eine Nutte. Eine Herumtreiberin. Und ihr wusstet das.«
- »Nein, das wussten wir nicht, Herr Wachtmeister. Ich bin noch nie wo gewesen, wo Nutten sind. Und Paulo auch nicht. Sein Vater geht dahin und sein Bruder. Er nicht, niemals. Wir beide nicht.«
- »Hat sie hier als Nutte gearbeitet?«
- »Ich stelle hier die Fragen, Kaffer. Was wolltet ihr von ihr?«
- »Ihr wolltet sie zu schweinischen Sachen zwingen.«
- »Und sie hat sich geweigert. Da seid ihr über sie hergefallen.«
- »Mit dem Taschenmesser.«
- »Ihr hattet sogar ein Schmuddelheft dabei.«
- »Wo ist das Heft?«
- »Das hat uns der Erdkundelehrer abgenommen, Senhor Lemos. Sie können ihn fragen.«
- »Ihr habt das Taschenmesser an ihrem Rock abgewischt. Die Klinge ist sauber, und der Rock ist voller Blutflecken.«
- »Nein, Herr Wachtmeister. Wir sind mit den Rädern zum See gefahren. Weiter nichts.«
- »Zum Schwimmen.«
- »Dann hat Paulo den Schwimmreifen umgekippt und mir die Unterhose runtergezogen, und da bin ich raus aus dem Wasser und hinter ihm hergelaufen.«
- »Ihr beide wart nackt? Am See?«

»Also habt ihr doch Schweinkram gemacht.«

»Nein, nein! Es war bloß Spaß!«

»Schweinischer Spaß.«

»Nein!«

»Wir haben deinem Vater schon Bescheid gesagt. Und deinem Vater auch.«

»Oh nein, bitte nicht meinem Vater!«

»Reg dich nicht auf, Paulo. Ich erklär ihm, dass wir mit der ganzen Sache nichts zu tun haben. Dass wir zur Polizei gegangen sind. Dass die blonde Frau schon tot war, als du über sie gestolpert bist.«

»Woher wusstet ihr, dass sie tot ist?«

»Sie war schon ganz steif!«

»Das Blut war schon getrocknet!«

»Das heißt geronnen, Paulo.«

»Also habt ihr die Leiche doch angefasst.«

»Ihr habt an der Leiche rumgefummelt.«

»Nein! Wir haben sie bloß berührt. Ganz leicht.«

»Um zu gucken, ob sie noch lebt.«

»Aber das hat sie nicht mehr.«

»Das ging ja auch gar nicht. Bei den vielen Stichen!«

»Stiche von einem Taschenmesser. Von deinem Taschenmesser.«

»Das war nicht mein Taschenmesser! Das waren Stiche von einem großen Messer! Das weiß ich!«

»Ach ja? Und woher weißt du das?«

»Mein Vater ist Metzger. Sie hätten ihn nicht anrufen müssen.«

»Hast du Angst?«

»Was hast du getan? Sag schon, du kannst es ruhig erzählen.«

- »Ich habe keine Angst.«
- »Du bist noch minderjährig, dir kann nichts passieren.«
- »Sie hätten meinen Vater nicht ...«
- »Kommt meine Mutter auch hierher? Haben Sie meiner Mutter auch Bescheid gesagt?«
- »Fahrt ihr immer zu diesem See?«
- »Was macht ihr, wenn ihr zusammen seid?«
- »Schwimmt ihr unbekleidet? Seid ihr unbekleidet zusammen?«
- »Wo habt ihr das Schmuddelheft versteckt?«
- »Wir haben nichts Schlimmes getan. Wir sind bloß von der Schule weggelaufen, weiter nichts.«
- »Schämst du dich gar nicht, Kaffer? Deine Mutter sitzt da draußen und weint.«
- »Das ist meine Mutter. Paulos Mutter ist tot.«
- »Umso schlimmer. Eure Eltern opfern sich auf, um ihren Kindern eine anständige Erziehung zu verschaffen, und dann treibt ihr euch rum.«
- »Aber Senhor Lemos, unser Lehrer, hatte uns doch rausgeworfen!«
- »Weil ihr euch ein Schmuddelheft angesehen habt.«
- »Lassen Sie mich mit meiner Mutter reden, Herr Wachtmeister. Um sie zu beruhigen.«
- »Später.«
- »Gleich.«
- »Sobald ihr alles erzählt habt, wie ihr euch gegenseitig die Unterhosen heruntergezogen und dann zusammen im See gebadet habt, wir ihr ihr den Schlüpfer ausgezogen habt, was ihr mit dem Taschenmesser gemacht habt, alles.«

»Aber das haben wir Ihnen doch schon erzählt.«

»Dann erzählt ihr es einfach noch mal. Von Anfang an.«

»Warum hast du so eine Angst vor deinem Vater?«

»Das ist nicht mein Vater, das ist der von Paulo.«

»Wenn du mein Sohn wärst, würde ich dir schon zeigen, wie man einen Herumtreiber Anstand lehrt.«

»Ich bin kein Herumtreiber.«

Die Tür ging auf, und eine vierte Männerstimme unterbrach sie: »Der Vater von dem Schwarzen ist da.«

Die erste Ohrfeige, mit dem Handrücken verpasst, traf Paulo am rechten Ohr. Der stechende Schmerz, der seinen Schädel durchfuhr, ließ ihn taumeln, und er fiel nur deshalb nicht hin, weil eine weitere Ohrfeige, diesmal mit der Handfläche, ihn an der linken Kopfseite traf und gegen den Esstisch schleuderte. Er konnte dem Tisch gerade noch ausweichen, da sah er schon, halb betäubt, seinen Vater auf sich zukommen. Er wusste, dass er immer wieder zuschlagen würde, so fest er konnte, bis er sich abregiert hatte. »Schlechtes Blut«, sagte der blonde, breitschultrige Mann, »schlechtes Blut.« Dann wandte er die blauen Augen mit den Wimpern ab, die so blond waren, dass sie manchmal fast weiß erschienen. »Du hast schlechtes Blut wie deine Mutter und ihre ganze Familie, Drecksacker.«

Paulo schwieg. Es hatte keinen Sinn, etwas zu erwidern. Sein Vater würde nicht zuhören, er hörte nie zu, wenn er wütend war. Vor allem, wenn er auf ihn wütend war. Und das war er eigentlich immer. Er könnte versuchen, ihm auszuweichen, um den Tisch herumzurennen,

dann hinaus auf die Straße und weiter bis ... Wohin? Es gab keinen Ort, an dem er sich verstecken konnte. Niemanden, der ihn aufnahm. Und sein Vater würde noch wütender werden. Es würde alles nur noch schlimmer machen. Wenn er ihn dann erwischte – und früher oder später würde er ihn erwischen –, würde er ihn windelweich schlagen, dass er es noch tagelang spüren würde, so wie früher, bevor er gelernt hatte, stillzuhalten und einzustecken. Jetzt stillzuhalten, weil er dann weniger würde einstecken müssen.

Paulo sah die große Hand auf sein Gesicht zukommen, spürte den Schmerz im Voraus, wusste, dass er mit einem pochenden Schmerz einschlafen und wieder aufwachen würde, einem Schmerz, der auch aus Scham und Kummer über diesen Mann bestand, der ihn immer nur »Kaffer« nannte.

Er fühlte, wie ihn die Pranke zwischen Nase und Ohr traf. Wieder verlor er das Gleichgewicht.

Er ließ sich seitwärts zwischen die Stühle fallen, rollte unter den Tisch, zog instinktiv die Beine an den Körper, krümmte sich zusammen, obwohl er wusste, dass sein Vater ihn wieder hochzerren, ihm mehrere Schläge in den Nacken versetzen und ihn zuletzt mit dem Ledergürtel auspeitschen würde, den er jetzt aus der Hose zog. Aber der Vater zog ihn nicht hoch. Er schlug ein-, zwei-, dreimal mit dem Gürtel zwischen die Stühle, wobei er Paulos Kopf nur streifte. Dann hielt er inne, drosch mit der Gürtelschnalle noch ein paar Mal auf die Möbel ein, warf den Gürtel auf seinen Sohn und befahl: »Raus hier, du Drecks-kaffer, verschwinde.«

Paulo kroch unter dem schützenden Tisch hervor,

richtete sich auf und wartete, dem Vater den Rücken zugewandt. Was würde als Nächstes kommen? Eine Kopfnuss? Eine weitere Ohrfeige?

Er hörte den keuchenden Atem des Vaters, hörte den endlosen Schwall von Flüchen, aber der Vater kam nicht näher. Das war ein gutes Zeichen. Wenn Paulo jetzt stillhielt, schlug er meistens nicht mehr zu, sondern beschränkte sich darauf, ihn zu verhöhnen. Paulo betete, dass es auch diesmal so wäre.

Sein Vater sagte nur: »Heb den Scheißgürtel auf.«

Paulo bückte sich und hob den Gürtel auf.

»Gib mir das Scheißding.«

Paulo gab ihn ihm.

»Du bist zu nichts zu gebrauchen, Drecksacker, du hast noch schlechteres Blut als sie alle, du schwarzer Herumtreiber, du kommst ganz nach ihnen, du taugst noch weniger als die ganze Mischpoke von deiner Mutter.«

Paulo senkte den Kopf und spürte wieder den tiefen Schmerz, den er auch später im Leben noch spüren würde, sobald er an die Augenblicke mit seinem Vater zurückdachte, ein Schmerz, der nicht nur von den Schlägen kam, das wusste er, aber ihn lokalisieren oder verstehen konnte er nicht.

Der Vater ging hinaus und knallte die Tür hinter sich zu.

Paulo blieb allein im Wohnzimmer zurück. Der Schmerz wurde stärker, kroch seine Beine hinauf, erfasste Arme und Brust, bis er die Augen erreichte, wo er sich in Tränen verwandelte. Er biss sich auf die Unterlippe, fest, immer fester, um den Schmerz durch einen anderen zu ersetzen. Aber die Tränen liefen trotzdem, ein schmales Rinnsal, aus den Au-

genwinkeln über das allmählich anschwellende Gesicht. Paulo ging ins Bad, schloss die Tür, die keinen Riegel hatte, und hoffte inständig, dass weder der Vater noch der Bruder hereinkämen, griff nach einem Handtuch und stopfte es sich in den Mund. So weinte und wimmerte er halb erstickt vor sich hin, während irgendwo in der Nachbarschaft erneut ein Radio dröhnend laut die Nachricht vom ersten Flug eines Menschen im Weltall verkündete.

Als er das Zimmer betrat, das er mit seinem Bruder teilte, war Antonio, mit nichts weiter als einer knappen Unterhose bekleidet, gerade dabei, mit einem Paar Hanteln vor dem Kleiderschrankspiegel zu trainieren. Hochgewachsen und behaart, wirkte er mit seinen sechzehn Jahren wie ein Erwachsener. Wie sein Vater und viele andere Nachkommen von Einwanderern aus Nordportugal hatte er deren kräftige Statur und helle Haut geerbt. Sein volles blondes, mit Pomade geglättetes Haar war über der Stirn sorgfältig zu einer Tolle gelegt. Unter den dichten Brauen musterten die Augen, die dunkel waren wie die der Mutter, voller Wohlgefallen den eigenen Körper. Er zählte laut mit, während er die Eisengewichte hob und senkte.

»Was ist denn das für eine Geschichte von einer toten Frau, Schwarzer?«, fragte er seinen Bruder, ohne die Übung zu unterbrechen oder den Blick von seinem Spiegelbild zu wenden.

Paulo antwortete nicht. Er ging zu seinem Bett, das neben dem Kleiderschrank an der Wand stand, bemüht, seine immer noch geröteten Augen vor dem Bruder zu verbergen. Mit dem Rücken zu Antonio hob er das Kissen. Er suchte etwas, aber es war nicht da.

»Und sie haben dich eingelocht, Schwarzer? Den ganzen Nachmittag lang?«

Er sah unter der Tagesdecke und unter der Bettdecke nach: Da war es auch nicht.

»Nun red schon, Schwarzer! Was hast du diesmal wieder angestellt?«

Er hob die Matratze an. Nichts.

»Ich habe gehört, sie war nackt. Splitterfasernackt. Ist das wahr, Schwarzer?«

Er bückte sich, sah unter das hölzerne Bettgestell, richtete sich wieder auf, stieg aufs Bett. Sein Blick glitt über die Oberseite des Kleiderschranks, er strich mit der Hand darüber. Nur Staub.

»Die war echt scharf, diese Frau vom Zahnarzt. Sah aus wie Brigitte Bardot. Eine Mischung aus Brigitte Bardot und Sophia Loren.«

Paulo sagten beide Namen nichts, und er wollte auch nicht wissen, wer die dazugehörigen Frauen waren. Aber sein Bruder hatte etwas anderes gesagt, was ihn überraschte.

»Die Frau vom Zahnarzt? Sie war keine Nutte?«

»Die Frau vom Zahnarzt.«

»Aber im Polizeirevier haben sie gesagt, dass sie eine Nutte war.«

»Sie hat's mit jedem getrieben. Sie war eine Nutte. Ein echtes Luder. Ein Früchtchen, eine miese kleine Stricherin. Aber sie war mit dem Zahnarzt verheiratet.«

Paulo stieg vom Bett hinunter.

»Hast du sie nackt gesehen, Schwarzer? Sie war wirklich heiß, oder?«

»Sie war ganz voller Blut. Schmutzig, voller Schlamm ...«



Edney Silvestre

Der letzte Tag der Unschuld

Kriminalroman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-7341-0172-4

Blanvalet

Erscheinungstermin: April 2015

Brasilien, 1961. An dem Tag, an dem Yuri Gagarin die Erde umrundet, ändert sich das Leben von Paulo und Eduardo für immer, als sie am Ufer eines kleinen Badesees die Leiche einer Frau entdecken. Für die Polizei ist der Fall schnell gelöst: Der Ehemann ist der Täter – war das Opfer doch, wie jeder wusste, eine Ehebrecherin. Die beiden Jungen glauben aber nicht daran und fangen an, selbst zu ermitteln. Zu ihnen gesellt sich der alte Ubiratan, der einst von der Geheimpolizei gefoltert wurde und mehr über die Stadtbewohner weiß, als er zugibt. Es ist der Beginn einer ungewöhnlichen Freundschaft – und einer gefährlichen Suche ...